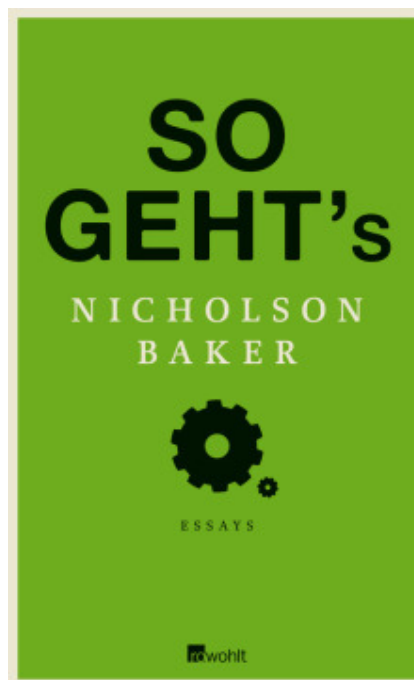


Leseprobe aus:

Nicholson Baker

So geht's



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

NICHOLSON BAKER

SO GEHT'S

ESSAYS

Aus dem Englischen
von Eike Schönfeld

Rowohlt

Die Originalausgabe erschien 2012
unter dem Titel «The Way the World Works»
bei Simon & Schuster, New York.

1. Auflage Januar 2015
Copyright © 2015 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«The Way the World Works»
Copyright © 2012 by Nicholson Baker
Alle deutschen Rechte vorbehalten
Satz aus der Apollo MT, InDesign
Gesamtherstellung CPI books GmbH,
Leck, Germany
ISBN 978 3 498 00674 7



Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Schleipen Werkdruck liefert Cordier, Deutschland.

Inhalt

Vorwort	7
---------	---

LEBEN

Schnur	11
Münzen	21
Wie ich meine Frau kennengelernt habe	26
<i>La Mer</i>	28
Warum ich das Telefon mag	32
Was am 29. April 1994 geschah	34
Sonntags auf der Müllkippe	37
Mit Ohrstöpseln schreiben	43
Eines Sommers	44

LESEN

Thorin, Sohn des Thrain	61
Eng liniert	64
Tintenlast	76
<i>No Step</i>	79
Ich sagte mir	87
Defoe sagt die Wahrheit	97
Von A bis Zyxt	107
Das Nicken	113
David Remnick	119

BIBLIOTHEKEN UND ZEITUNGEN

Immer weiter für die Zukunft	131
Wenn die Bibliotheken es nicht tun, wer dann?	159
Die Zeitung lesen	167
Die <i>Times</i> 1951	174
Sieh mal das Luftschiff da!	183
<i>Sex and the City</i> , um 1840	194

TECHNIK

Bring mir eine Gondel	205
Der Charme von Wikipedia	227
Der Kindle 2	250
Papierhersteller	275
Googles Erde	286
Steve Jobs	293

KRIEG

Warum ich Pazifist bin	299
Die Sprache, die wir nicht können, kennen wir nicht	332
<i>Painkiller Deathstreak</i>	346

LETZTER ESSAY

Mähen	375
Quellen	381

Vorwort

1982, da kam ich gerade als Schriftsteller in Schwung, rief mich William Whitworth, der Herausgeber von *The Atlantic*, an, um mir zu sagen, er stelle eine Ausgabe zum 125. Jubiläum zusammen und ob ich nicht etwas Kurzes fürs Editorial der Zeitschrift beitragen könne. Geschmeichelt schrieb ich etwas Nachdenkliches, aber auch (hoffte ich) Knackiges namens «Meinungsänderungen». Weitere Texte folgten, und ich hatte zunehmend das Gefühl, dass ich meinen kleinen Beitrag zur Rückkehr des aus der Mode gekommenen persönlichen Essays leistete. Zu meinen Helden gehörten G.K. Chesterton, Christopher Morley, Alice Meynell, William Hazlitt, William James und Samuel Johnson. 1996 hatte ich dann genug für eine Sammlung, *Wie groß sind die Gedanken*. Jetzt haben wir 2012, und wie es aussieht, wird es Zeit für eine zweite, etwas unfänglichere Lese. Der erste Abschnitt dieses Buches, **LEBEN**, besteht aus mehr oder weniger chronologisch angeordneten autobiographischen Schnipseln, es folgen Meditationen über das **LESEN** und das Vorgelesenbekommen. Dann erzähle ich, wie ich einmal eine öffentliche **BIBLIOTHEK** verklagte, und spreche über die Schönheiten und Wunder alter **ZEITUNGEN**, und schließlich kommen ein wenig **TECHNO-Journalismus** und Schriften über den **KRIEG** und die Leute, die gegen ihn

sind, gefolgt von einem LETZTEN ESSAY übers Rasenmähen, den ich für den *American Scholar* schrieb. Ich mähe gern Rasen, und ich fand es nicht ganz richtig, das Buch mit einem impressionistischen Artikel über meine erfolglosen Bemühungen zu beenden, eine Reihe brutaler Videospiele zu beherrschen. Hierin werden Sie Sachen über Drachenschnur, E-Reader, Ohrstöpsel, Telefone, Münzen in Brunnen, Papiermühlen, Wikipedia, Kollektaneenbücher, Flugzeugtragflächen, Gondeln, das OED, *Call of Duty*, Dorothy Day, John Updike, David Remnick und Daniel Ellsberg finden. An manchen Stellen habe ich einen Titel geändert oder einen Satz oder Absatz, der entfernt wurde, damit etwas passte, wieder eingefügt. Ich hoffe, Sie stoßen auf ein paar Themen, die Sie interessieren.

Bedanken möchte ich mich bei Jofie Ferrari-Adler von Simon & Schuster sowie bei den sorgfältigen, freundlichen Redakteuren, mit denen ich an diesen Texten gearbeitet habe, besonders bei Deborah Garrison, Henry Finder, Alice Quinn und Cressida Leyshon vom *New Yorker*, bei Anne Fadiman und Sandra Costich vom *American Scholar*, bei Robert Silvers und Sasha Weiss vom *New York Review of Books*, bei Jennifer Scheussler und Laura Marmor von der *New York Times* sowie bei James Marcus von *Harper's*.

— **LEBEN** —

Schnur

Ich war zwei Jahre alt, als wir nach Rochester, New York, zogen, in eine Wohnung an einer Straße, die nur einen Block lang war, und sie hieß Strathallan Park.

Mit ihrer Kürze war die Straße perfekt, dachte ich: Sie hatte zwei Enden und nicht viel Mitte, wie ein Stock, den man gedankenverloren aufhebt, um damit an einen Zaun zu klopfen, oder wie ein Stück Schnur, das die Leute in der Lebensmittelabteilung von Sibley's, dem Kaufhaus im Zentrum, von an der Wand befestigten Spulen abschnitten, um eine Schachtel mit einem kleinen Kuchen darin zu umwickeln. Man konnte von unserem Ende der Straße, das in der Nähe der University Avenue lag, bis ganz zum prachtvolleren Ende an der East Avenue rennen, ohne zum Verschnaufen anhalten zu müssen, fast jedenfalls, und wenn man dann an dieser Ecke angekommen war und sich umdrehte, keuchend, die Hände auf den Knien, konnte man den ganzen geraden Gehweg entlangblicken, vorbei an den Karomustern der Einfahrten und den perspektivisch verkürzten Rasenstücken bis zu der Stelle, wo man losgelaufen war. Alles in meiner Straße fiel sogleich ins Auge.

Einige Rasenflächen in der Strathallan Park, wenngleich klein, waren penibelst gepflegt – leuchtend grün und flauschig, und sogar gerändert waren sie: Mittels eines

stumpfen Handschneiders am Ende einer Stange hatten die Rasenpfleger schmale, fast verborgene Tröge oder Rinnen in den Rasen am Rand von Gehwegen oder Pfaden gegraben und damit ihr Territorium markiert, als umrahmten sie einen Comic. Das sah sauber aus, aber in den Rinnen konnte sich ein kleinfüßiger Mensch, der nicht auf seine Schritte achtete, den Knöchel verstauchen, und auch für den Dreiradverkehr bargen sie Gefahren: Versuchte man, mit Höchstgeschwindigkeit einen anderen Dreiradfahrer links zu überholen, wobei die Knie wirbelten wie die Fingerknöchel eines Pianisten beim letzten furiosen Triller einer Kadenz, konnte man mit dem Rad in eine Rinne geraten und umkippen oder das Rennen verlieren.

Einige Abschnitte des Gehwegs in der Strathallan Park bestanden aus Schieferplatten, die über den ausgreifenden Wurzeln von Ulmen anstiegen und abfielen (eine Ulme hatte eine tödliche Wunde im Stamm, aus der, wie Blut, schwarzes Sägemehl und Hunderte eingeringelter Larven flossen), und manche Abschnitte des Gehwegs bestanden aus gealtertem Beton, in den Fugen geschnitten waren, damit er sauber brach, sollte ein wachsender Baum es von ihm verlangen. Diese Fugen erinnerten mich an die eingedrückte Linie, die auf der Mitte eines Bazooka-Kaugummis verlief, den man in einem winzigen Süßwarenladen im Souterrain eines Mietshauses in der Nähe unserer Wohnung kaufen konnte: Der schweigsame Mann dort verlangte für jeden Kaugummi, maschinell in Wachspapier gewickelt, das an den Enden zum Dreieck gefaltet war, einen Penny. Mitverpackt war ein Innenblatt mit einem Comic darauf, den wir mit großem Interesse lasen, über den wir aber niemals lachten. Für denselben Penny konnte man

aber auch zwei uneingewickelte rote Bonbons kaufen, die wie römische Münzen geformt waren. Sie waren kaubar, und wenn man sie gegen die Sonne hielt, fiel das Licht hindurch, doch eine rote römische Münze leistete nicht, was ein harter, pinkfarbener Bazooka-Klotz konnte, wenn er sich unter der gewaltigen Stampf- und Quetschkraft des ersten Kaudrucks verformte: Sie sorgte nicht dafür, dass sich die Augen saftig in den Höhlen drehten, auch nicht, dass alle Speichelbrunnen auf einmal sprudelten.

Zog man einen Teil eines gut durchgekauten Kaugummis aus dem Mund, wobei man das Ende mit den Zähnen festhielt, verlängerte er sich zu durchhängenden Fasern, die feiner und blasser als ein Faden waren. Und in jenen Strathallan-Jahren dachte ich ziemlich oft über Faden, Schnur und Zwirn nach – Zwirn ist ein schönes Wort –, namentlich über Fadenspulen, umso mehr, als ich die Sache mit der Nähmaschine raushatte, die ich wie ein Auto fuhr, wobei ich auf das elektrische Wimmern des Fußpedals, unmittelbar bevor das Rad mit dem silbernen Knubbel sich zu drehen begann, horchte und es hinauszögerte und dann den Nascar-Stofffetzen um einen anspruchsvollen geschlossenen Rundkurs aus Schlingen und S-Kurven steuerte. Trat man das Singer-Pedal voll durch, hob und senkte sich der herabsausende Hebel seitlich an der Maschine so schnell, dass zwei Geisterhebel daraus wurden, der eine am oberen Wendepunkt, der andere am unteren, und die geruckte Spule obendrauf reagierte, indem sie auf ihrer Spindel hüpfte und wirbelte und ihr eng gewickeltes Leben wegwarf.

Manchmal erlaubte mir meine Mutter, dass ich die Spule von der Nähmaschine nahm und das ganze Wohn-

zimmer mit dem Faden durchzog, wobei ich mit einem kleinen Ankerknoten an einem Schubladengriff begann und sie um Beistelltische, Türknaufe, Lampensockel und Schaukelstuhllarmlehnen herum abspulte, bis sich alles miteinander verband. Wenn ich dann mit diesem Netz fertig war, konnte man das Zimmer nur noch verlassen, indem man sich unter die Fadenschicht duckte und hinaus kroch.

Vor der Nadel der Nähmaschine nahm ich mich in Acht – mein Vater erzählte mir, meiner Großmutter sei einmal eine Nähmaschinennadel durch den Fingernagel gegangen, nahe am Knochen, und ebenso wenig mochte ich die langen, blitzenden Spritzenadeln namens «Booster» in Dr. Ratabaws Praxis einen Block weiter in der Goodman Street. Eines Morgens, ich hatte gerade gebadet und trug nur T-Shirt und Unterhose, stieg ich in den Lichtschacht eines Souterrainfensters hinten an unserem Haus und scheuchte dabei ein paar Wespen auf, die dort eine Siedlung von Eigentumswohnungen errichtet hatten, und da bekam ich mehrere Dutzend kürzernadelige Booster-Spritzen auf einmal und sah, wie sich erboste, in der Sonne schimmernde Wespenunterleibe auf den Arm meiner Mutter setzten, während sie sie von mir abwischte. Danach bemühte ich mich, in Dr. Ratabaws Praxis mutiger zu sein.

Das war also meine erste Straße, Strathallan Park. Dort lag alles ganz nah, aber manchmal schweiften wir auch weiter in die Ferne, zum Beispiel in die Midtown Plaza, wo ich einen Mann sah, der in der dortigen Clock of All Nations eine Tür öffnete und in ihre blaue Mittelsäule stieg. In der Clock of All Nations steuerten dicke Zöpfe aus bunten Drähten jeweils eine andere Pappfigur, die damals, in der

Zeit vor dem Niedergang der Midtown Plaza, wonach die Uhr stehenblieb, noch alle tanzten. In der Parkleigh-Apotheke kauften wir einen Drachen und Schnur und gingen damit auf die Rasenfläche hinter der Memorial Art Gallery, wo es drei, vier riesige Bäume und viele bumerangförmige Samenschoten gab, die wie Rumbakugeln rasselten. Es herrschte nicht genug Wind, um den Drachen steigen zu lassen, also gingen wir damit in einen Park, wo er sich in einem Baum verfang und zerriss. Mein Vater reparierte ihn an Ort und Stelle, und obwohl er nun eine Narbe aufwies und vom Kreppband schwerer geworden war, brachten wir ihn noch einmal kurz in die Luft, bis er sich ein zweites Mal im selben Baum verfang. Da lag der Ursprung meines Interesses am Drachensteigenlassen.

Dann, als ich sechs war, zogen wir – das heißt außer mir noch meine Schwester Rachel, mein Vater und meine Mutter – in ein Haus in der Highland Avenue. Dort gab es vorn am Geländer der Treppe einen Pfosten, der sich ideal dafür eignete, die Diele und das Wohnzimmer mit Fäden zu durchziehen, was ich mehrmals tat, und es gab einen Portikus auf der Einfahrt und sechs Badezimmer, von denen einige auch benutzbar waren, und in der Flurkammer gab es ein altes Holztelefon, das zu einem anderen Telefon in einem Raum in der Garage ging. Das Telefon war tot, wie meine Schwester und ich verifizierten, indem wir an den jeweiligen Enden unhörbare Fragen schrien, aber um sein Kabel waren Fäden mit einem interessanten Hahnentrittmuster gewoben, und da das Telefon nicht viel benutzt worden war, waren die Fäden auch nicht ausgefranst.

Wie sich zeigte, war auch die Highland Avenue ein ideales Stück Straße, genau wie die Strathallan Park, nur um-

gekehrt: Sie war nämlich endlos. In der einen Richtung fiel sie am Cobbs Hill Drive vorbei ab, in den ich auf meinem Schulweg immer links abbog, dann ging sie an dem Rasen- und Gartengeschäft vorüber, wo mein Vater jeden Sonntag prähistorischen Mauerpfeffer kaufte, und schließlich einfach immer weiter. In der anderen Richtung verlief sie entlang der Häuser unserer Nachbarn, der Collins, der Cooks, der Pelusios und der Eberleins, und eines vorstädtisch wirkenden Hauses auf der linken Seite, und dann wurde sie zu einer ziemlich schmalen Straße ohne Gehwege, die sich einfach immer weiter erstreckte, wer weiß schon, wohin. In der Strathallan hatten wir die Hausnummer 30 gehabt, jetzt hatten wir 1422, was bedeutete, dass es in unserer Straße über tausend Häuser geben musste. Und dann hieß sie auch nicht einmal Street, sondern Avenue. Avenues waren, wie ich dachte, stärker befahren und daher wichtiger als Straßen – Monroe Avenue, East Avenue, Lyell Avenue, Highland Avenue –, sie führten bis in umliegende Bezirke und Länder, und da die Welt rund war, trafen sich ihre Enden alle auf der anderen Seite. Ich freute mich sehr, Teil von etwas so Unendlichem zu sein.

Bald nach unserem Einzug schenkten meine Großeltern uns eine Hängematte aus grüner und weißer Schnur. Wir hängten sie an zwei Haken auf der vorderen Veranda, und ich legte mich hinein und schaute auf das Fragment der Highland Avenue, das ich durch das straffe Gitterwerk der Schnüre sah. Ich hörte einen Wagen nahen, lange bevor ich ihn sah, und während er vorbeifuhr, rauschte sein Geräusch über die Einfahrt zu mir herauf wie eine Welle auf den Strand. Und dann zählte ich. An einem Tag zählte ich in dieser Hängematte tausend Autos. Das dauerte un-

gefähr eine halbe Stunde – tausend war doch nicht so nahe an der Unendlichkeit, wie ich geglaubt hatte.

Und der Cobb's Hill Park, einen halben Block von uns entfernt, war, wie ich herausfand, eines der besten Gelände der Stadt, um Drachen steigen zu lassen. Mein Vater brachte sogar einen Kastendrachen in die Luft, was ich nie schaffte; stand er erst oben, war er wie ein Stein, reglos, am Himmel festgenagelt. Der Schlüssel zum Drachensteigen war, so stellte ich fest, dass man oft den Finger anlecken und in die Luft halten musste, und immer musste man sich mehr Schnurrollen kaufen, als man dachte, denn die Schnurhersteller schummelten, indem sie ihr Produkt in einem offenen Kreuzmuster um einen leeren Pappzylinder wickelten – es sah so aus, als hielte man einen kilometerlangen Ballen Schnur in der Hand, während sie tatsächlich nur dreihundert Meter maß, was gar nichts war. Wie auch immer, uns ging ständig die Schnur aus.

Um abends einschlafen zu können, begann ich, an Drachen zu denken, die nie herunterkommen müssten. Ich würde mehr Schnur geben, ein halbes Dutzend Rollen, und wenn ich wüsste, dass der Drachen ruhig in der Luft stand, würde ich das Ende an einen schweren Ring im Boden binden, der nicht ausreißen konnte, und dann würde ich mit Stöcken in der Tasche die Drachenschnur hinaufklettern. Ich stiege ein ganzes Stück hinauf, machte dann eine Schlinge um einen Fuß, die einen Teil meines Gewichtes trug, und knüpfte aus der Drachenschnur, an der ich hing, eine Art Baumhaus. Dabei würde der Drachen ein Stück heruntergezogen, aber ich wäre so hoch am Himmel, dass der Höhenverlust nicht weiter ins Gewicht fiel, und die Stöcke, die ich mitgebracht hätte, würde ich als Klam-

mern oder Leisten benutzen, um die ich die Schnur wickelte, wobei ich die Struktur der Hängematte imitierte, bis ich schließlich ein kleines, windabweisendes Krähenest wie der Korb eines Heißluftballons geschaffen hätte. Ich verbrachte die Nacht dort oben, und am nächsten Morgen, wenn Leute mit ihren Drachen in den Park kämen, würden sie zu mir heraufzeigen und wären beeindruckt.

Aber das war nur zum Einschlafen; mein größter echter Moment des Drachensteigens auf dem Cobbs Hill kam um 1966, als ich neun war. In dem Jahr hatte ich einen Fledermausdrachen geschenkt bekommen. Er traf aus England via Bermuda in einem langen Pappkarton ein, auf dem «Fledermausdrachen» stand. Die Flügel bestanden aus schwarzem, leicht dehnbarem Vinyl, mit vier Holzdübeln zur Verstrebung, einem Kreuzstück aus Fiberglas und einem Dreieck aus Vinyl, darin ein metallener Führungsring, an den die Schnur gebunden wurde. Er war vollkommen schwarz, ein schöner Drachen, aber ich schaffte es nicht, ihn mehr als ein paar Minuten in der Luft zu halten, weil er so schwer war.

An einem Wochenende gingen dann mein alter Dreiradrivale Fred Streuver und ich auf den Cobbs Hill, als ein kräftiger, stetiger Wind von der Pittsfield Plaza her wehte, und der Fledermausdrachen ging hoch und blieb oben. Wir waren baff. Was hatten wir richtig gemacht? Wir gaben Schnur nach. Anscheinend wollte der Drachen am Himmel bleiben. Nichts, was wir taten, konnte ihn stören. Er war hungrig nach Schnur und zog und zog, wollte weiter hinauf, über den Weg bei den Tennisplätzen. Ich band eine weitere Schnur daran und achtete darauf, dass ich einen Kreuzknoten machte – so einen, der immer enger

und fester wird, je mehr man daran zieht. Unsere schwarze Fledermaus war jetzt jenseits der Fliederbüsche bei der Culver Road, sie stand hoch, hoch in der Luft, war von ganz Rochester aus zu sehen – von Hunderten von Menschen –, und dann banden wir eine weitere Rolle daran, und nun war sie *jenseits* der Culver Road und wollte immer noch mehr Schnur.

Ich bekam es fast schon mit der Angst – da hielt ich etwas fest, was lebte und flog und dennoch ganz weit weg war. Nun, da ich mich weit in die leere Luft hinausgedacht hatte, wo der Drachen war, vergaß ich beinahe, auf dem Gras von Cobbs Hill das Gleichgewicht zu halten. Nicht einmal die Kreuzknoten, die wir geknüpft hatten, waren noch zu sehen – die Schnur wurde mit jeder Minute unendlicher.

Dann, wie immer, ging sie uns aus. Aber wir wollten mehr. Wir wollten, dass unsere Fledermaus eine volle Meile hinausging. Fred hielt die Schnur, und ich las ein Stück Schnur auf, das schon gegangene Drachenleute zurückgelassen hatten; ich band es daran, obwohl ein Nestknäuel darin war, in dem ein Zweig steckte; und der Drachen zog weiter. Ich fand eine weitere weggeworfene Schnur, aber da waren Fred und ich dann zu hastig beim Knotenbinden; inzwischen lachten wir wie die Irren, wir waren müde, und keiner von uns überprüfte, was der andere gemacht hatte. Wir schickten die neue Schnur hinauf, aber erst als sie schon ein Stück weg war, sah ich eine winzige, unerfreuliche Bewegung in dem Knoten. Es war ein gewundenes, irgendwie verstohlenes Ruckeln. Ich sagte: «Nein, hol ihn runter!», und packte die Leine, doch der Drachen zog zu kräftig, und der fehlerhafte Knoten schüttelte den Rest

seiner Schlaufen ab – es war ein, das sah ich nun, Altweiberknoten gewesen. Die Schnur, die wir hielten, wurde schlaff, und die Schnur auf der anderen Seite des schlechten Knotens wurde ebenfalls schlaff und trieb seitwärts davon.

Weit jenseits der Culver Road erfuhr der Drachen auf einen Schlag die Wahrheit: Er warf sich wie gestoßen oder erschossen ein paar Meter zurück, und seine Fledermausflügel flatterten wie schlaffe Segel, und dann sauste er aus dem Himmel in Bäume, die hinter anderen Bäumen waren, die hinter Häusern waren, die hinter Bäumen waren.

Wir gingen ihn suchen, doch er war weg. Er war irgendwo in ein Viertel mit kurzen Sträßchen gefallen, in eines von hundert kleinen Gärtchen.

(2003)